Leben nach der Feuerblase

KUNST Zwei Kölner Ausstellungen führen in die ferne Welt der japanischen Fotografie ein

VON DAMIAN ZIMMERMANN

Zwar ist das Interesse des Westens an der japanischen Fotografie in den vergangenen Jahren stark gestiegen – für die meisten bleibt sie dennoch ein Buch mit sieben Siegeln. Der europäische Kunstliebhaber mag Namen wie Rinko Kawauchi, Nobuyoshi Araki, Hiroshi Sugimoto und Daidō Moriyama kennen. Doch stößt er schnell an Grenzen und merkt, dass es ihm an Hintergrundwissen fehlt, um die sehr eigenständig entwickelte japanische Fotografie einordnen und zumindest halbwegs verstehen zu können.

Eine kleine Hilfestellung bietet nun das Japanische Kulturinstitut. Mit der Ausstellung „Die Metamorphose Japans nach dem Krieg“ präsentiert die Einrichtung am Aachener Weiher insgesamt 77 Schwarz-Weiß-Arbeiten von elf Fotografen, die alle zwischen 1945 und 1965 entstanden sind. Leider ist die Schau nur eine gekürzte Fassung der gleichnamigen Berliner Ausstellung, die wieder-

> Eine willkommene Anregung, die japanische Fotografie für sich zu entdecken

um auch nur ein Teil der Ursprungsausstellung „Japan: A Self-Portrait“ ist, die im vergangenen Jahr in Japan sehr erfolgreich präsentiert wurde. Eine wirklich tiefe, intensive Auseinandersetzung mit dem Thema kann die Ausstellung deshalb nicht ersetzen – aber sie kann sie anregen. Schließlich lässt sich an ihr die allgemeine Entwicklung der japanischen Fotografie in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten ablesen, die als Grundlage für viele zeitgenössische Fotografen aus dem Land der aufgehenden Sonne dient.

Den Anfang macht ein einfaches, aber alles andere als simples Bild von Hiroshi Hamaya (1915–1999), das wie ein fotografisches Haiku wirkt. Es zeigt einen großen weißen Fleck auf einer ansonsten schwarzen Fläche und heißt „Die Sonne am Tag der Kapitulation“. Es wirkt absurd und zutiefst emotional zugleich, denn obwohl die Sonne an diesem Tag wohl kaum anders ausgesehen haben dürfte als an anderen Tagen, bekommt ihr Anblick eine geradezu befreiende, alles verändernde Bedeutung. Von Hamaya stammt auch ein weiteres, dominantes und mitunter verstörendes Foto, das er zehn Jahre später aufgenommen hat. Es zeigt den Torso einer reispflanzenden Frau, die über und über mit Schlamm bedeckt ist. Ihren Kopf und den halben linken Arm hat Hamaya abgeschnitten, ihre Unterschenkel stecken in der Erde, und in der Rechten hält sie eine ebenfalls schlammbedeckte Reispflanze, so dass sie je nach Perspektive wie eine Erdgöttin oder wie ein schrecklich entstelltes Opfer eines Atomwaffenangriffes erscheint.

Hiroshi Hamayas Reispflanzerin von 1955 BILD: HAMAYA

Zu den Ausstellungen

„Die Metamorphose Japans nach dem Krieg“ im Japanischen Kulturinstitut Köln, Universitätsstr. 98, Mo.–Fr. 9–13 Uhr und 14–17 Uhr, Sa. 10–17 Uhr, bis 29. September. Zur Ausstellung ist ein kleiner feiner Katalog erschienen. Er kostet 6,90 Euro.

Shin Yanagisawa (1936–2008) zählt zu den interessantesten Außenseitern der japanischen Nachkriegsfotografie.

Galerie Priska Pasquer, Albertusstr. 9–11, Köln, Di.–Fr. 11–18, Sa. 11–16 Uhr, bis 1. September

Der Vergleich kommt nicht von ungefähr: Eine der bekanntesten Fotografien von Shomei Tomatsu (geb. 1930) zeigt eine unter der Hitze der Nagasaki-Bombe geschmolzene Glasflasche, die aber auch ein deformierter Menschen- oder Tierkörper sein könnte – wirklich auseinanderhalten kann das niemand mehr so recht. Diese Aufnahme Tomatsus ist leider nicht in der Ausstellung vertreten, wohl aber sein Ackerbauer, der formal-ästhetisch genauso drastisch angeschnitten ist wie Hamayas Reispflanzerin, gleichzeitig aber wie eine hoffnungslose Neuinszenierung von Hiroshiges bekanntem Fährmann-Farbholzschnitt aus dem Jahr 1858 wirkt.

Die meisten Aufnahmen in der Ausstellung zeigen jedoch vor allem den japanischen Alltag – die ersten Nachkriegsjahre, die Armut, den Wiederaufbau und schließlich das neue Selbstbewusstsein einer Konsumgesellschaft zwischen amerikanischem Vorbild und der eigenen Tradition. Dazu passt sehr schön das letzte Foto der Ausstellung: Es zeigt ein Bild aus der Kamaitachi-Serie von Eikoh Hosoe (geb. 1933), in der er die alte Legende eines kinderraubenden und auf einer Windböe reitenden Wiesels mit messerscharfen Klauen inszeniert hat.

Wer nun neugierig geworden ist, dem sei zudem die Ausstellung in der Kölner Galerie Priska Pasquer

> Seine Stadtansichten zeigen lebensverneinende Unorte, in denen sich die Menschen verlieren

ans Herz gelegt. Dort sind erstmals die Arbeiten des 2008 verstorbenen Shin Yanagisawa außerhalb Japans zu sehen. Und die gelten selbst in seiner Heimat als „einzigartig und exzentrisch“ und werden von Kollegen wie Daidō Moriyama sehr geschätzt. Gezeigt werden Arbeiten aus den zwei Werkreihen „Tracks of the City“ und „Hard Winter“ aus den 1960er und frühen 70er Jahren und führen damit die Ausstellung im Japanischen Kulturinstitut quasi fort.

In der ersten Serie konstruiert Yanagisawa sehr präzise Stadtansichten, die zu lebensverneinenden Unorten mit harten Diagonalen als gestalterischen Widerstand und einzelnen, sich nahezu immer abwendenden und verlierenden Personen mutieren. In der Akt-Serie „Hard Winter“ wird aus dem Beobachter Yanagisawa ein aktiver Teilnehmer am Geschehen – Araki nennt es I-Photography, im Film spricht man auch von der Point-of-View-Perspektive. Doch auch wenn er seinem Modell offensichtlich näher kommt, als es bei Fotoshootings üblich ist, sind auch diese Aufnahmen geprägt von einer tiefen Verunsicherung, Verwirrung und morbiden Ästhetik (Preise von 4400 bis 7000 Euro).